

Es ist an der Zeit

Tränen rannen über ihr Gesicht. Doch sie lief weiter. Langsamer jetzt, da ihre Kräfte nachließen. Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie schon lief. Immer geradeaus – zumindest ging sie davon aus. Immer weiter weg – so hoffte sie es – weiter weg von dem kleinen Dorf mit den wenigen, armseeligen Blockhäusern. Weg von dem Dorf mit der „Main Street“, die nur deshalb diesen Namen trug, weil sie die einzige Straße war. Weg von dem Dorf, zu dem nicht einmal eine Telegrafentelefonleitung führte.

Sie war einfach in den Wald gelaufen, immer geradeaus, zwischen den hohen Laubbäumen hindurch, die ihr am Tag einen Schutz vor der heißen Sommersonne geboten hatten, und nun, da die Sonne untergegangen war und nur noch schwaches Dämmerlicht den Himmel erhellte, ein Gefühl von Sicherheit bot. Ein kleines Mädchen in der grenzenlosen Wildnis des Waldes. Es war eine trügerische Sicherheit, das wusste sie mit ihren zehn Jahren bereits, denn es war nicht das erste Mal, dass sie abgehauen war. Doch dieses Mal würde sie nicht zurückkehren. Nicht dieses Mal. Sie würde sich eine Höhle oder einen Unterschlupf im Wald suchen und dort bleiben, denn der Wald hatte alles, was sie brauchte, und er gab es ihr, wenn es an der Zeit war.

Ein Knurren in ihrem Bauch erinnerte sie daran, dass sie heute noch nichts gegessen hatte. Sie schaute sich um: Hier gab es keine Beeren oder anderen Früchte, die sie kannte und gefahrlos essen konnte. Hier gab es nur Blätter, Farn und Laub. Konnte man Farn essen? Sie schüttelte sich. Noch war der Hunger nicht stark genug, dass sie es ausprobieren würde. Noch würde sie warten. Sie suchte sich einen umgestürzten Baum, setzte sich, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Stamm und schluchzte leise.

Als es im Laub raschelte, zuckte sie zusammen, schaute angstvoll auf, blickte sich um. Doch es war nichts zu sehen. Die Nacht war gekommen, hatte das letzte Grau des Himmels eingehüllt und vereinzelt, helle Punkte über ihr schwarzes Tuch gestreut. Nur dort, wo das Blätterdach nicht ganz so dicht war, konnte sie die Sterne erkennen.

Irgendwo weiter vorne glaubte sie einen anderen hellen Punkt aufflackern zu sehen. Waren sie auf der Suche nach ihr? Sie würden sie nicht finden. Nicht dieses Mal.

Ein Ast knackte. Erschrocken fuhr sie zusammen, rutschte tiefer. Sie versuchte, kein Geräusch zu verursachen, lauschte in die Nacht. Alles war still.

Ihre Augenlider wurden schwer. Der lange Tag des Weglaufens forderte seinen Tribut. Der Widerstand gegen die Müdigkeit schwand und bald war sie eingeschlafen.

Das Knacken von Zweigen ließ sie hochschrecken. Sie riss die Augen auf. Um sie herum war alles dunkel. Selbst die Stämme der umstehenden Bäume waren mit der Nacht verschmolzen. Strahlen vereinzelter Sterne fanden ihren Weg durch dichtes Blattwerk zu ihr herab. Hinter dem Baumstamm, an den gelehnt sie saß, war der Mond aufgegangen. Ein paar seiner Strahlen malten hellgraue Flecken auf den Waldboden, die der schwache Wind unruhig tanzen ließ. Irgendwo schrie ein Käuzchen.

Ein weiterer Ast knackte, Laub raschelte. Sie sprang auf. Die Geräusche des nachtdunklen Waldes drangen ungedämpft an ihr Ohr. Angstvoll huschten ihre Augen umher, versuchten das schwere Tuch der Nacht zu durchdringen. Doch kaum schienen sie einen Schemen erspäht zu haben, knackte oder raschelte es an einer anderen Stelle.

Schließlich gab sie auf, setzte sich wieder auf den laubbedeckten Boden und rollte sich endlich im Windschatten des umgestürzten Baumstamms so weit zusammen, dass auch sie in der Dunkelheit verschwand. Das waren Tiere, nichts als harmlose, nachtaktive Tiere, die mehr Angst vor ihr als sie selber vor ihnen hatte. Und dennoch blieb der Wunsch, unsichtbar zu werden, mit dem Wald zu verschmelzen, einfach zu verschwinden. Sie hoffte einzuschlafen und erst dann wieder aufzuwachen, wenn das fahle Licht der aufgehenden Sonne den Horizont rosa färbte.

Doch es waren nicht die wärmenden Strahlen der Morgensonne, die sie das nächste Mal weckten. Sie hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen verloren zu haben. Irgendetwas war ihr um den Leib geschlungen

worden und hob sie nun an. Für einen Augenblick hoffte sie, dass nichts geschah, wenn sie nur die Augen nicht aufschlug. Doch ihr war klar, wie widersinnig diese Hoffnung war. Sie schlug die Augen auf – und starrte auf den unter ihr schwankenden Waldboden. Mechanisch begannen ihre Arme und Beine wild auszuschlagen, ehe ihr Blick zu der Stelle ihres Körpers ging, an der sie gehalten wurde. Kein Seil war dort zu sehen, kein Band und keine Schlinge. Das, was sie hielt, sah aus wie eine Hand, eine riesige, behaarte Hand.

Es dauerte eine Sekunde, bis ihr Schrei die Stille des Waldes zerriss. Er kam so plötzlich, dass sie merkte, wie die Hand, die sie hielt, unsicher wurde, zitterte. Das minimale Rutschen ihres Körpers ließ sie nur noch lauter brüllen.

Sie wurde erst leiser, als ihr langsam klar wurde, dass niemand sie hören konnte. Selbst in dem kleinen Dorf, aus dem sie am Morgen aufgebrochen war, würde ihr Schreien nur noch als leises Wimmern zu vernehmen sein – wenn dort überhaupt jemand wach war, um es zu hören. Niemand würde sich aufmachen, ihr zu helfen. Niemand würde des nachts in den dunklen Wald aufbrechen. Niemand würde kommen, sie aus dieser Riesenhand zu befreien. Das musste sie selber tun.

Noch während ihr Schrei leiser, kontrollierter wurde, versuchte sie, sich nach dem Arm umzudrehen, an dem die Hand hing. Es wollte ihr nicht gelingen. Stattdessen drehte sich der Wald plötzlich um sie. Instinktiv schloss sie die Augen.

Als sie sie wieder öffnete, sah sie in zwei riesige Augen, die tief in runzeliger, sonnegegerbter Haut lagen. Zwischen ihnen konnte sie eine platte Nase erkennen, aus der ihr Schwaden modrigen Atems entgegengastoben. Ihr Schrei erstarb.

Sie schaute auf, sah in diese Augen, versuchte in ihnen zu lesen, zu fühlen, was sie erwartete, so, wie sie es immer bei den Bewohnern des Dorfes, bei ihren Eltern getan hatte. Doch sie merkte, dass das hier anders war. Es wollte nicht gelingen.

„Was bist du?“, stieß sie hervor, den Blick starr auf die Augen gerichtet.

Als Antwort kam ein tiefes Grollen.

„Was ...“ Sie verstummte. Langsam floh ihre Angst der Erkenntnis, dass diese Augen, diese bedrohlich großen Augen, mehr Erstaunen ausdrückten, als sie eine Bedrohung darstellten. Sie spürte, wie ihr Herzschlag langsamer, ihr Atem ruhiger wurde. Sie versuchte den Kopf zu drehen, um mehr von dem Etwas erkennen zu können, zu dem die Augen gehörten. Etwas gutmütiges, beruhigendes flammte in den Augen auf, während sie eindringlich die langen Arme und den riesigen, behaarten Körper musterte, die zu den Händen gehörten, die sie hielten.

„Bist du ...“ Für einen Moment suchte ihr Gehirn nach dem richtigen Wort. „... ein Bigfoot?“

Wieder antwortete ihr ein tiefes, beruhigendes Grollen. Sie nahm es als eine Bestätigung ihrer Frage.

Sie spürte, wie eine Träne ihre Wange hinunterrollte. Ein Kloß bildete sich in ihrem Hals, schnürte ihr die Kehle zu. Die Anspannung der vergangenen Stunden brach sich Bahn und sie begann leise zu schluchzen. Ihre Brust bebte und die Tränen liefen ohne Unterlass.

Plötzlich bewegte sich die Hand, die sie hielt, zog sie sachte näher heran. Sie schloss die Augen, während sich ihr Kopf an dem seinigen vorbeibewegte, spürte das warme, weiche Fell, in das sie gedrückt wurde, und die schwere Hand, die ihr vorsichtig den Rücken tätschelte, während sie ihr Gesicht an die Schulter des Riesen lehnte und ihren Tränen und ihrem Schluchzen freien Lauf ließ.

Langsam verebbte das Schluchzen, wurde zu einem Wimmern und erstarb vollends. Nur die Atembewegungen des Mädchens an der Schulter des Ungetüms waren noch zu sehen.

Plötzlich zuckte das Mädchen zusammen und riss die Augen auf. Da war es wieder, das bekannte Geräusch, das sie ein Leben lang verfolgt hatte: Ein an- und abschwellendes Brausen, sich stetig wiederholend. Sie kannte das Geräusch, die Verlockung, die es in ihr auslöste. Sie wehrte sich, hob den Kopf ein wenig, versuchte zu orten, woher das Geräusch kam.

Das Brausen war wieder da.

Instinktiv griffen ihre Hände in das zottelige Fell, krallten sich fest, zogen den Körper nach. Langsam zuerst, doch immer schneller werdend.

Das Brausen wurde lauter.

Sie spürte, wie ihre Füße den Halt verloren, während sie sich langsam hochzog. Die Schuhe rutschten ihr von den Füßen. Sie achtete nicht darauf.

Das Brausen nahm zu.

Zielstrebig arbeitete sie sich weiter durch das Fell des Riesen, zog sich an seiner Schulter hoch, legte ihren Kopf in seine Halsbeuge.

Das Brausen wurde ohrenbetäubend. Es rief sie zu sich.

„Es ist an der Zeit“, dachte sie, als sie den Kopf in den Nacken legte. Sie schloss die Augen und öffnete den Mund. Instinktiv und ohne ihr Zutun schoss der Kopf vor und biss zu, so tief es ihr möglich war. Sie spürte das Beben, das durch den massigen Körper lief, doch sie krallte sich fest. Sie spürte die Hand, die nach ihr griff, doch ihre Hände griffen nur noch tiefer in das zottelige Fell. Sie hörte den Schrei, der markerschütternd durch den Wald hallte, doch sie konzentrierte sich auf das Blut, das als warmer Schwall in ihren Mund pulste. Sie spürte die Lebenskraft, die damit in ihren Körper drang, ihr Kraft gab, mehr Kraft, um sich weiterhin festzuhalten, als der Riese unvermittelt aufsprang. Wie wild um sich schlagend, versuchte er, sie abzuschütteln. Doch das Blut quoll nur schneller in ihren Mund. Sie spürte, wie die Kraft, die es ihr verlieh, durch ihren Körper wogte. Sie kannte dieses Gefühl. Sie hatte es schon oft genossen. Sie wusste nur nicht, dass es so lange anhalten konnte, dass so viel Blut kam, so viel Kraft, so viel Wildheit. Ihre Füße krallten sich nun auch in das Fell.

Sie hielt die Augen geschlossen, achtete nicht darauf, dass der Riese losgelaufen war, um sein Leben rannte, wobei der Feind auf seiner Schulter saß. Immer schneller pumpte das große Herz das Blut in die Wunde, drückte es dem Mädchen entgegen, dass sich allen Abwehrbewegungen zum Trotz auf der Schulter hielt.

Dann, mitten in der Bewegung, hielt der Riese an. Das Blut versiegte. Der massige Körper kippte nach vorne und fiel dumpf zu Boden. Das Mädchen rollte sich beiseite und betrachtete den reglosen Körper neben sich. Dann stand es auf, ging zu ihm hinüber und schaute in die gebrochenen Augen.

„Armer Bigfoot“, meinte sie, als sie sich zu ihm hinunterbeugte und sich mit seinem Fell ihr Gesicht sauber wischte. Es war viel Blut gewesen, das er ihr gegeben hatte. Sie spürte seine Wildheit weiter in sich brodeln. Sie würde die Kraft nutzen, die Zeit, die sie gewonnen hatte, um die Wildnis zu durchqueren, um wieder auf Zeichen der Zivilisation zu stoßen, eine Stadt vielleicht, die ihr Sicherheit bot. Bis es wieder an der Zeit war.

Sie stand auf, orientierte sich und ging los. Ein kleines Mädchen in der grenzenlosen Wildnis des Waldes ...